

Diakon Tobias Tiedeken

Liebe Gemeinde,

ich habe hin und her überlegt, wie weit ich in meiner Predigt auf die Situation mit dem Corona-Virus eingehe. Schließlich überschlagen sich ja die Ereignisse, und man steht immer wieder vor Situationen, die wir so bisher noch nicht hatten.

Ich habe davon Abstand genommen, weil es uns vielleicht allen ganz gut tut, auch mal über etwas anderes nachzudenken. Lassen sie mich aber zumindest anmerken, dass Fastenzeit in Tagen von leeren Supermarktregalen, von Quarantäne und dem Erliegen des gesellschaftlichen Lebens ganz anders wirkt. Wir denken zurzeit neu darüber nach, was uns denn wirklich wichtig in unserem Alltag ist. Diese besondere Fastenzeit 2020 wird sicherlich in unser Leben und in unsere Gesellschaft noch lange nachhallen.

Aber nun etwas, was weniger mit Virus Covid 19, aber mehr mit dem Evangelium zu tun hat, das uns auf Ostern hinführen möchte:

Im Krankenhaus begegne ich ab und an Menschen mit sogenannten Nahtoderfahrungen. Ein Mann versuchte mir mal zu erklären, wie er diese erlebt hatte – aber ihm fehlten die Worte für dies Wunderbare. Er versuchte es in seiner Sprachlosigkeit so: „Für uns Menschen gibt es, egal wie gut es uns geht, immer ein „Aber.“ Z.B. sagen wir: „es ist wunderbares Wetter – aber wenn es jetzt noch 5 Grad wärmer wäre...“ Oder: „mir geht es so gut – aber wenn jetzt noch die Enkel öfter anrufen würden.“ Oder: „Meine Frau ist geheilt – aber wenn wir jetzt noch mehr Geld hätten.“ – „Da, wo ich war,

da gab es dieses „Aber“ nicht mehr. Es war einfach alles gut – ohne Aber“
So dieser Mann.

Nun sind Nahtoderfahrungen keine Tod-Erfahrungen; und sowohl theologisch als auch biologisch möchte ich sie deutlich nicht mit dem gleichsetzen, was unser christlicher Glaube vom Leben in Gottes Liebe und Fülle erzählt.

Aber der philosophische Gedanke dieses Mannes ist mir wichtig: Uns Menschen kann es noch so gut gehen, irgendetwas fehlt immer. Unsere Vollendung bleibt in dieser Welt immer aus. Und das, was wir eben vom Leben bei Gott erwarten dürfen, ist: es wird einmal anders sein. So verstehe ich einen der zentralen Sätze dieses Evangeliums: „Wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm geben werde, wird niemals mehr Durst haben.“

Wenn Jesus dieser Frau von dem Wasser erzählt, dann meint er zum einen das: nämlich dass das Leben bei Gott einmal so vollendet sein wird, so ganz ohne Durst nach irgendetwas.

Zum anderen meint er aber auch, dass dieses lebendige Wasser in unser Leben schwappen kann, denn: wir leben anders, wenn wir diese Hoffnung haben dürfen. Wenn uns in unserem Leben klar ist: egal was hier passiert, es ist zeitlich begrenzt. Es wird „aufgehoben und vollendet bei Gott, unserem Herrn“, wie wir es bei Beerdigungen beten.

Mit diesem Bewusstsein lebt man anders: Nämlich in den schönen Augenblicken mit Dankbarkeit.

Und in den schlimmen Momenten mit der leisen Stimme im Kopf: „so schlimm es auch ist: das hier ist nicht alles.“

Jesus spricht bewusst von „lebendigen Wasser“. „lebendig“ hat im Judentum eine große Bedeutung für die innere und äußere Reinigung. „Lebendig“ ist Wasser nur, wenn es Brunnen, Quell- oder Regenwasser ist. Oder, anders ausgedrückt: Wenn es nicht heran gebracht, herangetragen werden muss. (Bei wem im letzten heißen Sommer sämtliche Brunnen- und Regenwasservorräte so leer wie bei mir waren, kennt den feinen Unterschied.)

Übertragen auf das „lebendige Wasser“, das Jesus geben möchte, kann man es so verstehen: „Lebendig“ kann der Glaube, dass es bei Gott kein „Aber“ mehr gibt, nur werden: Wenn ich ihn mir selbst finde. Solange dieser Glaube bloß an mich herangetragen wird, wird er für mich nicht lebendig. Nur wenn er in mir selbst zu finden ist, wird er mir zum Wasser, das allen Durst vergessen lässt. Oder, wie Paulus es gerade schrieb: „denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen.“ Gott begegnet uns in unseren Herzen – wenn wir uns *selbst* mit ihm auseinander setzen. Sie ist nicht abhängig von anderen, die mir etwas hinterhertragen. Sie ist nicht zu spüren durch das Hören schlauer Worte, die mir andere erzählen – sondern durch das, was ich durch die schlauen Worte in mir selbst entdecke. Damit wir so wie die restlichen Dorfbewohner im Evangelium sagen können: „Nicht mehr aufgrund *deiner* Rede glauben wir, denn *wir haben selbst* gehört und wissen: Er ist wirklich der Retter der Welt.“

Mein siebenjähriger Sohn macht sich zurzeit öfter Gedanken zur Erderwärmung: Wie wird es bloß in den heißen Ländern sein, wenn es demnächst dort noch heißer wird? Wie kann man dort leben? In diesem

Zusammenhang fiel dann letztens beim Zubettbringen folgende Frage: „Papa, ist es im Himmel eigentlich heiß?“

Tja, was antwortet man darauf - ohne den Jungen mit theologischen Konstrukten zu überfordern?

Ich habe deutlich gemacht, dass ich nicht weiß, wie warm es dort ist. Aber das ich glaube, dass es da vor allem schön ist. Und schön würde für mich bedeuten, dass es eben nicht brüllend heiß ist. Darin stimmte er mir zu, war in seiner Kinderwelt zufrieden, und konnte beruhigt einschlafen.

Vielleicht hätte ich im Nachgang dieses Evangeliums auch zu ihm sagen können: ich weiß nicht, wie heiß es im Himmel ist. Aber ich vertraue dank Christus darauf, dass wir dort auf alle Fälle keinen Durst mehr haben werden – keinen Durst mehr, weil uns einfach nichts fehlen wird. Das dann kein „aber“ mehr sein wird, was ich doch sonst immer in meinem Leben spüre. (Und übrigens auch kein Corona-Virus). Amen.